

Mangel an Erziehung?

145.-

Vor wenigen Wochen brachte eine angesehene deutsche Tageszeitung einen Leitartikel mit der Überschrift „Gefährlicher Mangel an Erziehung“. Das Versagen der Erziehung wurde festgemacht in „Undankbarkeit, überzogenem Anspruchsdenken, Egoismus, pflichtscheuem Vorteilsstreben, Ungerechtigkeit, Laxheit in Ordnungs- und Vertrauenssachen, Mißgunst, bedenkenloser Brutalität gegen andere“. Adressat dieses nachdenkenswerten Beitrags war die vom Staat verantwortete Schulpolitik. Vor allem wurde gefordert, von anerkannten Wissenschaftlern sollten „Kerncurricula“ erarbeitet werden. Und wozu? „Was zur Erziehung notwendig gehört, welche Ziele angestrebt werden müssen, welche Überlegungen die Erziehungsarbeit begleiten.“ Diese Curricula sollten dann von Lehrern und Erziehern im Alltag umgesetzt werden. Am Ende des Textes stand die gewichtige Maxime: „Der Bedarf an Erziehung wächst mit dem Maß unserer Freiheit.“ In späteren Leserbriefen spiegelte sich die Meinung des „Volkes“ nur unzureichend. Der Präsident eines Lehrerverbands klagte pflichtschuldigt auch die „amtliche Schulpolitik“ an und forderte kleinere Klassenstärken.

Die Analyse trifft. So gut auch die Forderungen klingen, eigentlicher Adressat der Klage sind jedoch die Eltern. Die Schule kann nicht die große erzieherische Reparaturwerkstatt der Nation sein. Wollte sie es sein, würde sie scheitern. Schule setzt eine familiäre Erziehung voraus.

Wer eine neue Schulpolitik fordert, verläßt sich auf Bürokratie und ihre Verordnungen. Sollen wirklich Beamte das Kind aus dem Brunnen ziehen? Die Krise der Erziehung ist eine Krise der Beziehungen in unserer Gesellschaft. Kinder werden in einem lebendigen Beziehungsgeflecht von Vater und Mutter, Schwester und Bruder erzogen. Was sie dort lernen können, wäre: geborgen zu sein und aus einem stabilen, warmen Zuhause in eine immer unsichere Zukunft aufzubrechen. Die teilweise brutale Aggressivität unter Jugendlichen entsteht gewiß aus Angst und Unsicherheit. Diese aber entspringen aus Mangel an Urvertrauen, an Lebenszuversicht, an Optimismus. Neuere Jugenduntersuchungen haben erwiesen, daß solche Grundeinstellungen so nebenbei von den Eltern übernommen werden, in den „Sinn-Spielen“ erlernt werden, die unausgesprochen und funktional erleben lassen, was Vertrauen, Treue, Wahrhaftigkeit, Verlässlichkeit, kurz: Sinn ist. Wie aber kann ein solcher Lebensmut und ein solcher Sinn angeeignet werden, wenn in unserer Republik inzwischen bald jede zweite Ehe scheitert und wenn die Familien nicht mehr biologisch zusammengebundene Netzwerke sind, sondern Puzzles aus Restbeständen anderer „Verbindungen“? Da diese fast

immer mit Kindern „gesegnet“ sind, werden diese in die neuartigen Konglomerate eingebracht, wird Familie als pure „soziale Größe“ gewertet. Sind Kinder überhaupt mit der Aussicht auf solche „soziale“ Zukünfte zu verantworten? Welches Maß an Sicherheit und gemeinsamer Zukunft braucht ein Kind, wenn es ohne tiefgehende seelische Schäden aufwachsen soll?

Geht es also eher um die Erziehung der Erzieher als um die der Kinder? Bedrängender ist zuerst die Frage, welche Erfahrungen jene Generation gemacht hat, die zum Eingehen tragender und belastbarer Bindungen anscheinend unfähig ist. Gewiß reicht es nicht aus, das „Chaos der Liebe“ (Ulrich Beck) zu beschwören und dann als letztes Regulativ des Zusammenlebens eine mystische „Religion der Liebe“ zu entdecken. Was motiviert letztlich zu solcher Liebe, wenn sie im alltäglichen Streß einer Beziehung erprobt wird?

In einer solchen Erziehungssituation allerdings allein den Eltern den Schwarzen Peter zuschieben zu wollen, wäre ungerecht und wenig sinnvoll. Dies würde zusätzlich entmutigen. Alle Eltern sind durch die widersprüchlichen Wertvorstellungen einer Gesellschaft bestimmt, die offensichtlich nur schwer einen Konsens über ihre moralischen Grundsätze findet. Die Individualisierung – inzwischen zur Grundnorm menschlichen Verhaltens geworden – artet aus und löst sich aus der Spannung, die sie in die Solidarität zurückbindet. Wo das einsame Subjekt nur noch sich selber kennt und durchsetzt, muß jede Erziehung mißlingen; denn Erziehung gründet – auch in der Schule – auf herzlicher Begegnung und stabiler Beziehung. Beide stellen die Grundform einer Einübung in soziales Verhalten dar. Am Ende heißt also das Problem nicht: Wie verordnet man eine bessere Schulpolitik?, sondern die Frage lautet: Welche Werte regulieren jene Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft so, daß der einzelne sein Glück findet und zugleich zum „allgemeinen Wohl“ der Gesellschaft beiträgt?

Demnach scheint es sinnvoller, statt nach dem Staat zu rufen, den Bürger zur Verantwortung zu ermutigen, in der er ein Kind als das seine annimmt. Zu diesem moralischen Appell müssen allerdings von seiten des Staats Hilfen hinzukommen, die den Wohnraum für Familien, die Kindergärten, die Spielstätten der Jugendlichen, das Erziehungsgeld für junge Eltern, den Rentenanspruch für alte Eltern gewährleisten. Nicht eine neue Schulpolitik wird gefordert, sondern eine Reform der gesamten Politik, die es mit durchweg kinderfreundlichen, aber überforderten Eltern zu tun hat. Wo die gesellschaftlichen Bedingungen der Kindererziehung eher vom Kind entfremden, sollte man sich nicht wundern, wenn Eltern die Lust an der alltäglichen Erziehung verlieren. Sie sagen dann: Wachst mal schön heran, aber stört uns möglichst wenig. Daß dieses Verhalten einer Karikatur von Beziehung und damit von Erziehung gleichkommt, liegt auf der Hand. Es muß also nach Ehe und Familie gefragt werden, nicht zuerst nach der Schule. In der Familie wird in Freiheit eingeübt. *Roman Bleistein SJ*